

Natalie Bayer
im Gespräch mit Nora Sternfeld

Museen umprogrammieren. Über Dinge, Ausschlüsse und Zugänge auf dem Prüfstand der Migrations- gesellschaft

Du bist wissenschaftliche Mitarbeiterin für Migration am Stadtmuseum in München. Was genau sind deine kuratorischen Aufgaben?

Auf Anregungen des Ausländerbeirat München und auf Antrag der Stadtratsfraktion Bündnis 90/Die Grünen – rosa liste bewilligte die Münchner Stadtregierung ein Kooperationsprojekt zwischen Münchner Stadtmuseum und Stadtarchiv München, Migrationsgeschichte zur dauerhaften Sammlungs- und Ausstellungs- resp. Vermittlungsaufgabe zu machen. Dafür wurden für zunächst vier Jahre zwei Stellen am Museum und eine Stelle am Archiv geschaffen und ferner Sachmittel bereitgestellt, um Migration als Querschnittsthema der institutionellen Stadtgeschichtsschreibung zu verankern. Die drei Stellen beinhalten unterschiedliche Aufgabenbereiche, sie sind jedoch in einer engen Projektstruktur angelegt. Jede_r Projektmitarbeiter_in zielt darauf, gemeinsam erarbeitete Themen und Ziele in unsere jeweiligen Aufgabenfelder einzubringen und somit in die

129

1
Der Ausländerbeirat München wurde 1974 eingerichtet und ist bis dato die einzige Form, Interessen und Anliegen der Bevölkerung ohne deutsche Staatsangehörigkeit in die Stadtpolitik einzubringen. Mit Anträgen, Stellungnahmen und Empfehlungen an den Münchner Stadtrat und die Stadtverwaltung sowie mit Veranstaltungen versucht der Beirat, Positionen in öffentliche Entscheidungsprozesse einzubringen.

Museums- und Archivarbeit zu wirken. Am Museum unterscheiden sich die Aufgabenbereiche zwischen dem Sammeln und dem kuratorischen Vermitteln mittels Ausstellungen und weiterer Formate. Meine Stelle umfasst den zweiten genannten Bereich.

Und welche Funktion haben dabei Objekte?

Zunächst sieht es so aus, als spielten Objekte für meinen Aufgabenbereich keine zentrale Rolle: Es sind vor allem Themen, Inhalte, Akteur_innen und Perspektiven, mit denen ich meine kuratorische repräsentationskritische Position in ein Museum einbringen möchte, das 1888 entstanden ist. Daher ist das Hauptziel meiner Position, Erkenntnisse der neueren Migrationsforschung, ausgehend von migrantischen Lebensrealitäten, Forderungen und Perspektiven, in die permanenten und temporären Ausstellungspräsentationen und Veranstaltungen einzubringen. Mit dem Projekt geht es uns primär darum eine Erinnerungsarbeit zu etablieren, mit der Migration und ihre Effekte als untrennbarer Bestandteil von Stadt- und Gesellschaftsentwicklungen sichtbar werden. Ein großer Arbeitsteil besteht darin, das Haus mit Personen und Initiativen zu vernetzen, die an einer Gesellschaft ohne rassistische Diskriminierungen und für eine Gleichstellung aller Menschen arbeiten.

Bei der Frage nach der konkreten Umsetzung dieser Ziele zeigt sich aber, dass Objekte in der spezifischen Situation im Museum ein wichtiger Ansatzpunkt sind, da Museen ihre Geschichtsarbeit meist vor allem entlang ihrer Objektsammlungen definieren. In diesem Sinne bedeutet eine kritische Arbeit im Museum für mich auch ein Arbeiten mit und gegen Objekte. Manchmal gilt es sie einzufordern, manchmal umzuordnen und Bedeutungsdimensionen sichtbar zu machen, manchmal aber auch zu verweigern – denn nicht alles lässt sich an Objekten zeigen. Das Ausstellen von Dingen kann Komplexität und Machtverhältnisse verdecken und Exotismen reproduzieren.

Neben den zahlreichen Ausstellungsprojekten der letzten Jahre – die sich dem Thema Migration mal mehr, mal weniger politisch gewidmet haben – interessieren uns heute zunehmend auch Fragen

nach dauerhaften Reflexionen und Interventionen. Wie lässt sich ein Umgang mit Dauerausstellungen aus kritischer Perspektive finden? Spielen Dinge dabei überhaupt eine Rolle?

Da die Ausstellungspraxis in jedem Museum jeweils und immer wieder unterschiedlich ge-, über- und verlagert ist, versuche ich zunächst, das Gefüge vor Ort zu begreifen. Dazu erarbeite ich unterschiedliche Handlungsstrategien. Um Migration erinnerungspolitisch konkret sicht- und erzählbar zu machen, sehe ich die Notwendigkeit, einen Objektumgang für meine Display- und Ausstellungsprojekte zu erarbeiten. Da ich aber die Perspektive der Migration ernst nehme, versuche ich nicht einfach nur den Erzählkanon zu erweitern, sondern die Rahmungen und Ordnungen des musealen Narrativierens zu verändern. So setze ich beispielsweise den wichtigen Akzent meiner kuratorischen Praxis auf den Moment vor dem Planen und Konzipieren. Dafür möchte ich immer wieder Strategien des Kollektivierens ermöglichen, denn dadurch werden sich Inhalte, Präsentationsweisen, Perspektivierungen und Autor_innenschaft notwendigerweise verändern. Entscheidend ist jedoch immer, wie und in welchen Graden dies organisiert und praktiziert wird. Denn die Ungleichheit von Sprecher_innenschaft kann nicht übergangen oder ausgeblendet werden, solange keine Gleichberechtigung im Zugang zu sozialen, kulturellen und ökonomischen Ressourcen möglich ist. Und trotzdem möchte ich lieber Handeln ermöglichen und darin Praktiken einer Art Neuprogrammierung versuchen und entwerfen.

Insofern ist die Frage zum kritischen Umgang mit Dauerausstellungen sehr interessant. Denn es kann zu einer Übung werden, kritische Positionen zu entwerfen und z. B. durch Eingriffe und Veränderungen zu bearbeiten und dies in einem Prozess des kollektiven Kuratierens zu erarbeiten. Dinge werden auch hierbei zwangsläufig in irgendeiner Form eine Rolle spielen, da Dauerausstellungen in der Regel mit einer Vielzahl von Objekten bestückt sind. Ob und inwiefern ein radikaler Eingriff in bestehende Dauerpräsentationen möglich ist, lässt sich nicht vorhersagen; das ist ein komplexer Aushandlungsprozess zwischen vielen Positionen und Akteur_innen. Denn auch innerhalb einer Institution verlaufen Debatten und Praktiken zuweilen

konträr; Entscheidungen werden häufig in langwierigen Prozessen erarbeitet, umgesetzt und gehen auch mit Reibungsverlusten einher.

Was ist dein Dingbegriff und wie gehst du damit in deiner musealen Praxis um?

Wie Menschen, Räume, Sprache, Gedanken, Gerüche, Töne und Bewegung sind auch Dinge Bestandteile des Alltags und Handelns. Mit Dingen materialisieren wir permanent Vorstellungen, Emotionen und Beziehungen. Also nützen wir sie wie Aussagen oder als Stellvertreter für etwas. Gleichzeitig beanspruchen Dinge immer auch einen unmittelbaren Raum, Re-/Aktionen und viele haptische Ebenen. Und so sind sie sehr präsent, auch wenn sie häufig wie gegebene Bestandteile der Umgebung wirken. Dadurch sind sie aber auch problematisch. Denn Dinge werden meist lediglich als Nutzgegenstände begriffen, nicht jedoch als gestaltete Objekte mit Funktionskonzepten. So sind z. B. ein Schreibtisch und Bürostuhl Bestandteile von Disziplinierungstechnologien mit eingeschriebenen sozialen Verhältnissetzungen, wenngleich das nicht unbedingt eine entsprechende Handlungsumsetzung nach sich zieht. Aber sie entstehen in Kontexten und wirken in Konstellationen, weshalb Dinge als handelnde Akteure in doppeltem Sinne ernst zu nehmen sind.

So ist denn auch ein kuratorischer Umgang mit Dingen nicht so einfach, wie es oft erscheint. Sehr viele Museumspraktiker_innen definieren ihre Arbeit als dingzentriert. Im Geschichtsmuseum bekommen Dinge meist vor allem einen dokumentarischen Objektstatus; für Ausstellungen werden sie dann je nach kuratorischer Aussage als Beleg genutzt, mit einer entsprechenden Inszenierung zur Bekräftigung der Aussage. Und dabei fehlt eigentlich fast immer eine Vermittlung, dass Dinge auch Handlungsbestandteile mit unterschiedlichen Zeitlich-, Räumlichkeiten und Soziabilitäten sind.

Wie ich eingangs skizziert habe, steht bei meiner Arbeit nicht das Sammeln von Dingen im Vordergrund. Aber ich komme an der Arbeit mit Objekten nicht vorbei: Ich sehe darin auch Möglichkeiten, die Arbeit mit Dingen als kollektive Kuratierungsakte zu gestalten. Denn Dinge haben im biografischen und musealen Kontext unter-

schiedliche Erinnerungsfunktionen. Und um diese Kontextverschiebungen ernst zu nehmen, möchte ich meine Arbeit möglichst als ein aushandelndes Zusammenarbeiten gestalten. Die Arbeit am Objekt besteht folglich darin, Geschichten nicht nur zu historisieren, sondern mit Dingen Fragen zu stellen. Und daher ist das ein Plädoyer, sich nicht auf die scheinbar plausibelste Aussagefähigkeit von Dingen zu verlassen. Denn gerade die Museumsdebatten um so genannte »Migrationsobjekte« zeigen, dass eine plakative Visualisierung der Migration im Museum eine Reformulierung von meist rassistisch-kulturalisierenden Logiken bedeutet. Um diesem Pfad nicht zu folgen, sondern die agency bisher marginalisierter Positionen in den Vordergrund zu stellen, möchte ich Brechungen der musealen Repräsentationsordnung und Narrativierungslogiken ermöglichen.

Somit definiere ich meine kuratorische Position als eine fragende, suchende und in sozialen Bezug setzende Praxis. Dies möchte ich auch im Museum ausstellerisch übersetzen, und das kann auch mit relativ einfachen Mitteln möglich sein. Dem ist aber ein kuratorisches Selbstverständnis mit einer Praxis und Sprecher_innenschaft vorangestellt, die sich konsequent und praktisch mit dem Kontext der Institution Museum auseinandersetzt. Ich verstehe dabei Museen als Räume auf den Säulen des national-kolonial-kapitalistisch-bürgerlichen Projekts und Institutionen, die sich als offizielle Wissens-, Gedächtnisspeicher und -vermittler mit Wahrheitsanspruch generieren, wie viele, viele Museumstheoretiker_innen vor uns plausibel erforscht und argumentiert haben – und als Orte, in denen permanent andere Positionen ausgeblendet werden.

In welche Richtung können und sollen Forschungsschwerpunkte und Handlungsformen im Museum in Zukunft gehen?

Mir geht es um die Ausblendungen, Lücken, aber auch Brüche und Konflikte der Repräsentation. Mit meiner Position insbesondere hinsichtlich des musealen Migrationsdiskurses begegne ich sehr oft Befürchtungen, dass meine Kritik und Forderungen am Gegenstand dessen, was Museen leisten sollten und können, vorbei gehen.

Es geht mir aber genau um ein Neu-/Justieren des Museums und folglich um Umstrukturierung und Umschichtungen. Und dabei ist entscheidend, wie und mit wem diese Prozesse geplant, organisiert und realisiert werden.

Wie und ob eine kritische Museumsarbeit Einfluss auf die Zustände, Politiken und Debatten hat oder diese verändern kann, sind spekulative Fragen. Im Museum kommen jedoch viele Menschen in unterschiedlichen »Rollen« und Entscheidungsmächtigkeiten zusammen. Wenn wir alleine an eine Ausstellungseröffnung denken, sind meistens sehr unterschiedliche Besucher_innen, Ausstellungsmitwirkende, Wissenschaftler_innen, Politiker_innen und Museumspersonal aus unterschiedlichen Bereichen wie Technik, Restaurierung, Geschäftsführung, Pressearbeit, Sammlung, Kulturvermittlung und Direktion zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem Ort und zu einem Thema versammelt. Insofern denke ich, dass Museumsarbeit Potenzialität für diskursive Veränderungen hat, auch wenn Wirkrichtung, -intensität und -weise unbekannt und unvorhersehbar sind.

Ein Blick in Gästebücher von Ausstellungen zeigt, dass einige Menschen ihre Meinungen, Kritik, Zustimmung und vor allem auch Wünsche formulieren. Doch eine Ausstellung ist im Ablauf des musealen Prozesses meistens eine Stufe, bei der selten noch Veränderungen vorgenommen werden. So ist es eigentlich eine paradoxe Situation, denn eine Ausstellung ist an sich ein Vorgang, bei dem ein_e Kurator_in Aussagen zur Disposition stellt; gleichzeitig lassen sich die Inhaltsverantwortlichen mit der Präsentation ihrer Ausstellungen selten in Frage stellen oder ihre Aussagen revidieren. In der Regel finden sich ohnehin sehr wenige Anknüpfungspunkte in einer Ausstellung, um sich am Wissens- und Sprechprozess zu beteiligen. Ich denke aber, dass das Ausstellungs- und vor allem auch das Museumsmachen in einer Weise organisiert werden könnte, das Museum auf sämtlichen Ebenen als einen Prozess von vielen zu praktizieren. In der Gegenwart finden gerade in politischen Prozessen einige Versuche zur Pluralisierung statt. Problematisch daran ist, dass hierbei die Fragestellungen, Aufgaben und Ergebnisarten meist jedoch aus einer Hand vordefiniert, gelenkt und entschieden werden. Somit wird

eine zentralistische zwar in eine dezentrale Herrschaftstechnik transformiert, aber die Architektur des Regierens bleibt unverändert.

Ich schlage etwas anderes vor: eine »Umprogrammierung« des Museums. Ich denke, dass wir mit Museen Versuche und Übungen zum Verändern von Machtverhältnissen erproben und institutionalisieren könnten. Insofern sehe ich meinen Forschungsauftrag als Museumspraktikerin darin, Zustände und Konstellationen der Gegenwart zu untersuchen und Analysen zu erstellen, wie und mit welchen Folgen immer komplexere Unterscheidungen zwischen Menschen hergestellt, narrativiert und legitimiert werden. Den Handlungsauftrag sehe ich darin, die Museumsposition zu nützen, um gleiche Rechte und gleichen Zugang zu fordern, entwerfen und praktizieren. In welchem Maß ich das in meinen Gefügen und Konstellationen umsetzen kann, bleibt abzuwarten.

Das Gespräch führte Nora Sternfeld per E-Mail im Mai 2015.

(De)materialis